



STIFTUNG
MOZARTEUM
SALZBURG

WOLFGANG AMADÉ MOZART

LETZTER BRIEF AN LEOPOLD MOZART

4. APRIL 1787

Faksimile der originalen Handschrift
mit einer Einführung von Ulrich Leisinger

Konzerte
Wissenschaft
Museen

IMPRESSUM

Medieninhaber und für den Inhalt verantwortlich: Internationale Stiftung Mozarteum (Schwarzstraße 26, A-5020 Salzburg).
Redaktion: Miriam Pfadt · Satz: Lisa Tiefenthaler, Angelika Wörseg · Digitalfotografie: Josef Kral.

© 2020 Internationale Stiftung Mozarteum.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Internationalen Stiftung Mozarteum.

Das Original von W. A. Mozarts letztem erhaltenen Brief an seinen Vater vom 4. April 1787 (BD 1044) konnte im Januar 2020 zusammen mit zwei weiteren Originalbriefen (BD 200 und BD 1091) dank der Unterstützung der W.A. Mozart-Stiftung (Schweiz) für die Bibliotheca Mozartiana der Internationalen Stiftung Mozarteum erworben werden.

Die Drucklegung der Faksimileausgabe wurde ermöglicht durch Zuwendungen der W.A. Mozart-Stiftung (Schweiz) sowie von Christopher und Julie Salmon (Paradise Valley/Arizona).

Originalmaße des Briefbogens: 37,8–38,2 cm (Breite) x 23–23,3 cm (Höhe); Signatur: *DocBD 1044*.

Die englische Übersetzung des Briextextes erfolgte an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg im Rahmen der *Digitalen Mozart-Edition*, einem Gemeinschaftsprojekt der Internationalen Stiftung Mozarteum, Salzburg, und des Packard Humanities Institute, Los Altos/Kalifornien.

Druck: Roser, Hallwang b. Salzburg.

ISBN 978-3-901955-15-0

VORWORT

„da der tod !: genau zu nemmen !: der wahre Endzweck unsers lebens ist, so habe ich mich seit ein Paar Jahren mit diesem wahren, besten freunde des Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bild nicht allein nichts schreckendes mehr für mich hat, sondern recht viel beruhigendes und tröstendes! – und ich danke meinem gott, daß er mir das glück gegönnt hat mir die gelegenheit !: sie verstehen mich !: zu verschaffen, ihn als den schlüssel zu unserer wahren glückseeligkeit kennen zu lernen. –“

Diese berühmten Worte stammen aus einem Brief, den Wolfgang Amadé Mozart am 4. April 1787 an seinen Vater Leopold schrieb. Sie wurden zum ersten Mal im Frühjahr 1829 bekannt gemacht, als die *Biographie W. A. Mozart's* von Georg Nikolaus Nissen im Druck erschien, drei Jahre nachdem der zweite Ehemann von Constanze Mozart an den Folgen eines Schlaganfalls in Salzburg verstorben war. Nissen hatte mit großem Eifer Material über den ersten Ehemann seiner Frau gesammelt. Große Teile der Biographie sind eine Kompilation aus zeitgenössischen Berichten über das Leben und das Werk des Komponisten; ihre Herkunft wurde im Buch aber oftmals verschleiert, was schon früh zu Plagiatsvorwürfen führte. Die wertvollste und bis dahin noch gänzlich ungenutzte Informationsquelle war die Korrespondenz der Familie Mozart, die sich seit 1787 im Besitz von Mozarts Schwester Maria Anna befand. Kurz nachdem sich die Nissens im August 1824 in Salzburg niedergelassen hatten, bauten sie zu ihr eine von Vertrauen geprägte Beziehung auf. Davor hatten Maria Anna und Constanze nur eine Handvoll Grüße per Brief ausgetauscht und sich im Sommer 1783 ein einziges Mal getroffen, als Mozart seine geliebte

Frau endlich seiner Schwester und seinem Vater, der der Eheschließung im August 1782 nur sehr zögerlich zugestimmt hatte, vorstellte.

Maria Anna von Berchtold zu Sonnenburg schenkte ihrer Schwägerin alle Briefe von Leopold und Wolfgang. Constanze vertraute die meisten davon noch zu Lebzeiten ihren Söhnen aus ihrer Ehe mit Wolfgang, Carl Thomas (1784–1858) und Franz Xaver Wolfgang (1791–1844), an, die sie später dem Domusikverein und Mozarteum von 1841, dem unmittelbaren Vorgänger der Internationalen Stiftung Mozarteum, vermachten. Salzburg ist somit seit 1858 die Heimstatt der weltweit größten Sammlung von Briefen der Familie Mozart, die eine der lebendigsten bürgerlichen Quellen zur Musik- und Kulturgeschichte Europas in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind. Aber nicht alle Briefe, die einst in den Händen von Mozarts Schwester und Witwe waren, kamen nach Salzburg. Constanze und später ihre Söhne nahmen sich die Freiheit, Zeitgenossen, die sich besonders für Mozart interessierten, mit Originalen zu beschenken. Diese Stücke wurden sorgfältig aus dem Fundus ausgewählt; hierzu gehörten aus Sicht der Stiftung Mozarteum leider einige der charmantesten Stücke wie die wenigen Briefe, die Mozart an Constanze und an seine Cousine Maria Anna Thekla, das „Bäsle“, in Augsburg schrieb.

Einer der Briefe, die irgendwann abgesondert wurden, ist auch Mozarts letztes erhaltenes Schreiben an seinen Vater vom 4. April 1787. In seiner Sammlung *Mozarts Briefe. Nach den Originalen herausgegeben* (Leipzig 1865) gab Ludwig Nohl an, dass sich dieser Brief im Besitz von Josephine Baroni-Cavalcabò befände, die die Veröffentlichung aber tatsächlich gar

nicht mehr erlebt hat. Die Angabe ist dennoch im Grundsatz vertrauenswürdig und lässt vermuten, dass Baroni-Cavalcabò, die Universalerbin von Franz Xaver Mozart, diesen Brief als ihr Privateigentum angesehen hat: Sie schickte den Brief jedenfalls nicht nach Salzburg, um das Vermächtnis ihres verstorbenen Geliebten zu erfüllen; vielleicht handelte es sich um ein Geschenk, das sie schon zu seinen Lebzeiten erhalten hatte. In den 1840er- oder 1850er-Jahren konnte Josef Hauer, ein Arzt und Mozart-Enthusiast in Öd, Niederösterreich, eine textlich zuverlässige handschriftliche Kopie erstellen, die sich heute in der Staatsbibliothek zu Berlin befindet.

Mozart-Liebhaber wissen, dass die zwischen Vater und Sohn in den Jahren 1777 bis 1782 gewechselten Briefe ernste Meinungsverschiedenheiten widerspiegeln. Dies hat zu psychologischen Interpretationen geführt, insbesondere in den Biographien von Wolfgang Hildesheimer aus dem Jahr 1977 und Maynard Solomon aus dem Jahr 1995. Die wirkmächtigste, da weitgehend unterbewusste Ausprägung dieses Klischees war die Gleichsetzung von Leopold Mozart mit dem Komtur aus *Don Giovanni* in Miloš Formans brillanter Adaption von Peter Shaffers Theaterstück *Amadeus*.

Aus dem Abstand von mehreren Jahrzehnten wird deutlich, dass diese Interpretationen über ihr Ziel hinausgeschossen sind, weil sie weitgehend außer Acht lassen, dass Leopold für Wolfgang zeitlebens ein zentraler Bezugspunkt blieb. Leopold hatte ihn nicht nur in seiner Jugend ausgebildet und angeleitet, sondern seine gesamte Entwicklung und Karriere mit lebhaftem Interesse, Bewunderung und – gelegentlich auch – einer gewissen Fassungslosigkeit begleitet.

Die Beziehung zwischen Vater und Sohn war in Wolfgangs Kindertagen ungewöhnlich eng, und sie wurde von beiden Seiten auch in der schweren Krise von 1778 beschworen, als Wolfgang seine Weiterreise von Mannheim nach Paris so lange wie möglich hinauszögerte. Am 12. Februar 1778 beklagte sich Leopold über Wolfgangs Zaudern, nach Paris zu reisen, um eines der beiden Ziele der Reise zu erfüllen, entweder sich im Ausland eine dauerhafte Anstellung zu sichern oder dort wenigstens Geld für den Unterhalt der Familie zu verdienen:

„Grosser gütiger Gott, die für mich vergnügten Augenblicke sind vorbeÿ, wo du als Kind, und Knab nicht schlaffen giengst ohne auf dem Sessl stehend mir das *oragnia figatafa* [ein Schlaflied auf frei erfundene Wörter, das sich Mozart in jungen Jahren ausgedacht hatte] vorzusingen, mich öfters und am Ende auf das Nasenspitzl zu küssen, und mir zu sagen, daß, wenn ich alt seyn werde, du mich in einem Kapsel, wo ein Glaß vor, vor aller Luft bewahren wollest, um mich immer beÿ dir, und in Ehren zu halten.–“

In seiner Antwort vom 7. März 1778 gestand Wolfgang mit etwas Verspätung zu, dass er den Anweisungen seines Vaters folgen werde:

„nach gott kommt gleich der Papa; das war als ein kind mein wahlsspruch oder *axioma*, und beÿ dem bleib ich auch noch.“

Man möchte glauben, dass die Briefe, die Wolfgang im Sommer 1778 nach dem unerwarteten Tod seiner Mutter und am Anfang seiner Wiener Zeit im Jahr 1781 nach Salzburg schrieb und in denen er sich ausführ-

lich rechtfertigte, aus schlechtem Gewissen heraus und in der Hoffnung auf Versöhnung entstanden sind. Aber trotz aller Dispute (und einer bemerkenswert großen Sturheit auf beiden Seiten) haben sich Vater und Sohn nie völlig entzweit, anders als Leopold Mozart und dessen Mutter Anna Maria Sulzer, die gegeneinander sogar vor Gericht zogen.

Wie so viele Briefe Mozarts an seinen Vater aus den Wiener Jahren beginnt das Schreiben vom 4. April 1787 mit einer Entschuldigung, diesmal mit dem Bedauern, dass die Mutter von Nancy Storace, Mozarts erster *Susanna*, es versäumt hatte, bei ihrer Reise von Wien nach London, wo Nancy gerade am King's Theatre engagiert worden war, einen Brief zu übergeben. Wolfgang ärgerte sich darüber besonders, da bereits sein letztes Schreiben aus Prag, wo er Aufführungen von *Le nozze di Figaro* dirigiert und den Auftrag zur Komposition von *Don Giovanni* erhalten hatte, auf dem Postweg verloren gegangen war. Hierauf folgt musikalischer Klatsch: Während der Fastenzeit hatten mehrere gemeinsame Bekannte und Freunde Wien besucht, darunter auch der in Deutschland geborene Oboist und Komponist Johann Christian Fischer. Die Familie Mozart hatte ihn 1765/66 in den Niederlanden kennengelernt, Mozart distanzierte sich nun aber von seinen positiven Kindheits-erinnerungen: Fischer spiele nicht nur auf altmodische Weise, sondern habe weder einen guten Ton noch musikalischen Geschmack.

Der Tonfall des Briefs wird mit einem Mal ernst, und Mozart schreibt seinem Vater, dass er von anderer Seite gehört habe – wir wissen nicht, von wem –, dass Leopold trotz gegenteiliger Beteuerungen schwer erkrankt sei. In den Briefen seiner letzten Jahre klagte

Leopold tatsächlich nur selten über gesundheitliche Probleme, eher über Einsamkeit und die winterliche Kälte in der Wohnung im Tanzmeisterhaus, die viel zu groß war für eine Einzelperson und das von ihm aufgezogene Enkelkind Leopold Alois Pantaleon, das erstgeborene Kind seiner Tochter Maria Anna.

In unseren Ohren klingen Mozarts Worte des Trostes etwas zu geschliffen, und man fragt daher unwillkürlich nach möglichen Inspirationsquellen. Wenn man nach den Schlüsselwörtern der wichtigsten Bilder sucht, kommt man jedoch zu dem überraschenden Ergebnis, dass Mozarts Gedanken ebenso originell wie tief sind. Weder können offensichtliche Modelle für die Ansicht, dass „der tod [...] der wahre Endzweck unsers lebens ist“, nachgewiesen werden, noch finden sich Vorbilder für den Gedanken, dass der Tod der „schlüssel zu unserer wahren glückseligkeit“ sei.

Man hat vermutet, dass Mozart von der Denkweise der Freimaurerei beeinflusst war, der er sich stark verpflichtet fühlte; Wolfgang machte seinen Vater bei seinem Besuch in Wien im Jahr 1785 sogar mit deren Ritus bekannt. Diese Annahme findet zunächst Nahrung in den Aspekten von Freundschaft und Philanthropie, die wir sofort mit Mozarts Aussage verbinden, dass der Tod der „wahre, beste freund des Menschen“ sei. Auch ließe sich das etwas undeutliche Zeichen, das Mozart in der Unterschrift ungewöhnlicherweise dem „Manu propria“-Kürzel nachstellt, als zwei ineinander verschlungene Dreiecke deuten. Dieses Symbol findet sich beispielsweise in Leopold Mozarts „Freimaurer“-Brief vom 8. Juli 1785 an Pasquale Artaria, aber auch in Wolfgangs Stammbucheintrag für den Logenbruder Johann Georg

Kronauer, der am 30. März 1787, also nicht einmal eine Woche vor dem Brief an den Vater, entstanden ist. Laut Manfred Hermann Schmid erklärte Joseph Franz Graf Thun das Zeichen 1784 „in einer Stellungnahme zur Logenreform als das ‚Maurerische Hieroglyphen Drey-Eck‘, wobei jenem mit der Spitze nach oben die Qualität des *agens*, dem mit der Spitze nach unten des *patiens* zukäme.“ Dennoch wäre es voreilig, wollte man den ganzen Brief auf freimaurerisches Gedankengut reduzieren. Die Freimaurerei als ein Freundschaftsbund (mehr denn als eine Religion) ist stark auf die Gegenwart ausgerichtet, und daher kann die Idee vom Tod als wahren Endzweck des menschlichen Lebens allenfalls eine individuelle Interpretation, aber gewiss kein allgemeines freimaurerisches Ideal sein.

Andere Autoren glauben, dass Moses Mendelssohns *Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele* Mozarts Hauptquelle war, da sich ein Exemplar dieser einflussreichen aufklärerischen Adaption von Platons Dialog zum Zeitpunkt seines Todes in seiner kleinen Privatbibliothek befand. Tatsächlich enthält der zweite der drei Dialoge in Mendelssohns Buch Überlegungen des Simmias, eines Sokrates-Schülers, die eine gewisse Übereinstimmung der Gedankenwelt zeigen:

„Meine Begriffe von der Gottheit, von der Tugend, von der Würde des Menschen, und von dem Verhältnisse, in welchem er mit Gott stehet, lassen mir keinen Zweifel mehr über seine Bestimmung. Die Hoffnung eines zukünftigen Lebens löset alle diese Schwierigkeiten auf, und bringet die Wahrheiten, von welchen wir auf so mancherley Weise überzeugt sind, wieder in Harmonie.“

Letztlich geht diese Kongruenz aber nicht über literarische Parallelen zu Mozarts Aussage hinaus, dass der Tod der „wahre, beste freund des Menschen“ sei, wie sie in Edward Youngs seinerzeit viel bewunderten *Nachtgedanken* (Siebente Nacht) zu finden ist, die erstmals in den 1740er-Jahren veröffentlicht und bald darauf ins Deutsche übersetzt wurden:

„O Tod! laß mich dich an meinen Busen drücken,
du bestes Geschenk des Himmels! du bester
Freund des Menschen!“

Auch Gotthold Ephraim Lessing entwickelte in seiner Abhandlung *Wie die Alten den Tod gebildet* ähnliche Gedanken wie Mozart, der behauptete, dass das Bild des Todes für ihn nichts „schreckendes mehr“ habe, „sondern recht viel beruhigendes und tröstendes“:

„Todt seyn, hat nichts Schreckliches; und in so fern Sterben nichts als der Schritt zum Todtseyn ist, kann auch das Sterben nichts Schreckliches haben. [...] Aber ist es sodann das Sterben, ist es der Tod, welcher das Schrecken verursachte? Nichts weniger; der Tod ist von allen diesen Schrecken das erwünschte Ende [...].“

Selbst wenn Mozart als ein gebildeter Mann unter dem Einfluss bestimmter literarischer Vorbilder gestanden haben mag, hat er diese zu tiefen und ganz persönlichen Gedanken geformt:

„ich lege mich nie zu bette ohne zu bedenken daß ich vielleicht !: so Jung als ich bin !: den andern tag nicht mehr seÿn werde – und es wird doch kein Mensch von allen die mich kennen

sagen können daß ich im umgange Mürrisch oder trauerig wäre – und für diese glückseeligkeit danke ich alle tage meinem Schöpfer, und wünsche sie vom Herzen Jedem meiner Mitmenschen. –“

Wir wissen nicht, wie Leopold auf Wolffgangs Tröstungen reagiert hat. In seinem letzten Brief an seine Tochter vom 10. und 11. Mai 1787, weniger als drei Wochen vor seinem Tod am 28. Mai, heißt es: „Ich befinde mich, Gott lob, nicht schlechter, und setze meine Hofnung auf ein dauerhafteres Wetter, um an die frische Luft zu kommen“. In seiner noch immer bemerkenswert festen Handschrift vermerkte er, dass ihm derzeit aufgrund teurer Arztrechnungen das Geld ausgehe, und beschrieb kurz einige Symptome seiner Krankheit (allem Anschein nach Magenkrebs), wie große Schwäche und ein Pulsieren unterhalb des Magens. Abgesehen von Grüßen an einige gemeinsame Freunde waren die letzten Worte, die er an seine Tochter und seinen Schwiegersohn schrieb: „Ich küsse euch von ganzem Herzen, grüsse die kinder und bin so lang noch lebe euer redlicher Vatter Mozart m[anu] p[ropria]“.

Am 2. Juni 1787 bestätigte Wolfgang seiner „liebsten Schwester“, dass er die Nachricht von Leopolds Tod erhalten habe: „Du kannst dir leicht vorstellen wie Schmerzhaft mir die traurige Nachricht des gähen todsfalls unsers liebsten vatters war, da der verlust bey uns gleich ist. –“

In seinem biographischen Essay von 1977 beschäftigte sich Wolfgang Hildesheimer ausführlich mit Mozarts Brief vom 4. April 1787; er führte zunächst ernsthafte Zweifel an seiner Echtheit an, ehe er ihn dann, für den Fall, dass er doch authentisch wäre,

auf eine bloße Paraphrase des *Phädon* reduzierte. Glücklicherweise steht die Authentizität inzwischen durch das Wiederauftauchen des Originals außer Frage, aber tatsächlich standen bislang nicht einmal Fotos des Briefs zum Studium zur Verfügung. Der Autor des Essays fand es seltsam, dass Mozart keine weiteren Bemerkungen zu diesem einschneidenden Ereignis hinterlassen haben soll, während er wenige Tage später ein tragikomisches Gedicht auf den Tod eines Stars schrieb, den er als Haustier gehalten hatte. Er suchte daher nach einer verborgenen musikalischen Reaktion auf den Tod seines Vaters – und sah diese in *Ein musikalischer Spaß*, dem ersten Werk, das Mozart nach dem Erhalt der Nachricht vom Tod Leopolds in sein eigenhändiges Verzeichnis eintrug. Hildesheimer nahm an, dass Wolfgang hier inkompetente Komponisten verspottete und stellte die Frage, „ob die Eingebung eines musikalischen Späßes nach dem Tod des Vaters ein Zufall sei oder nicht“. Und er gab auch gleich eine Antwort darauf: „Daß der Tod des ehemals so dominierenden Leopold Mozart im Sohn irgendeine unbewußte Reaktion ausgelöst haben muß, erscheint uns gewiß; daß es sich um ein Gefühl der Befreiung handelte, wahrscheinlich.“

Diese Interpretation, die Hildesheimer selbst als „fast makaber“ einstufte, stimmt mit der Lebenswirklichkeit wohl schwerlich überein, insbesondere dann, wenn Mozart wirklich bei früheren Gelegenheiten – wie Wissenschaftler aus guten Gründen glauben –, auf den Verlust seiner Mutter im Juli 1778 und den Tod von Clemens August Graf Hatzfeld Anfang 1787 mit der Sonate a-Moll KV 310 beziehungsweise mit dem Rondo in derselben Tonart KV 511 reagiert hatte. Unsere immer präzisere Kenntnis von Mozarts Handschrift und der von ihm verwendeten Papiersorten

macht deutlich, dass zumindest der erste Satz des *Musikalischen Spaßes* bereits 1785/86 komponiert und wahrscheinlich auch aufgeführt worden war! In seinem müßigen Konstrukt eines andauernden Vater-Sohn-Konflikts versäumte es Hildesheimer, im *Verzeichnüß aller meiner Werke* auch nur eine Zeile weiter nach unten zu schauen, zum Lied *Abendempfindung an Laura* KV 523, einer empfindsamen, fast schon sentimental Vorahnung des Todes. Dass sich Mozart mit diesem Gedicht bereits Wochen vor dem 24. Juni, als er die fertige Komposition in sein thematisches Verzeichnis aufnahm, beschäftigt hatte, zeigt sein kleines Gedicht über den „Vogel Staar“, in dem eine Zeile aus der *Abendempfindung* („Schenk auch du ein Tränchen mir“) paraphrasiert wird. Es scheint also, dass Mozart die Erinnerung an seinen Vater eher durch eine seiner innigsten Vokalkompositionen hochgehalten hat als durch die kindische Violinkadenz im langsamen Satz, die grotesk-falschen Hornklänge im Menuett oder die furchtbaren Dissonanzen in den Schlusstakten des *Musikalischen Spaßes*, dessen eigentliche Hintergründe und Absichten weiterhin ein Rätsel bleiben.

Ebenso rätselhaft sind übrigens die meisten Besitzer des kostbaren Briefs im 19. und 20. Jahrhundert. 1877 ist er bei dem Juristen Franz Ritter von Heintl (1796–1881) in Wien nachgewiesen; später gelangte er an das Musikhistorische Museum von Wilhelm Heyer in Köln. Die Spuren des Briefs verlieren sich mit den vier großen Auktionen in Berlin, bei denen die Bestände des Museums zwischen 1926 und 1928 veräußert wurden. Eine maßgefertigte Schatulle aus Karton mit Leinenüberzug lässt erahnen, dass das Manuskript irgendwann durch die Hände von Albi Rosenthal (1914–2004), dem renommiertesten Händ-

ler von Musikautographen im 20. Jahrhundert, gegangen sein muss. Der Brief fand schließlich ein Zuhause bei Maurice Bernard Sendak (1928–2012) in den USA. Sendak ist heute vor allem für seine phantasievoll illustrierten Kinderbücher bekannt, aber ab 1980 arbeitete er auch als ein fallsreicher Bühnen- und Kostümbildner.

Es ist wenig verwunderlich, dass gerade Mozart Sendaks besondere Aufmerksamkeit erlangte, bezeichnete er den Komponisten doch neben literarischen Persönlichkeiten wie Heinrich von Kleist und Herman Melville als einen seiner „Götter“. Er sagte einmal sogar: „Ich bin davon überzeugt, dass, wenn es einen Sinn des Lebens gibt, er für mich darin bestand, Mozart zu hören.“ Er bewunderte Kleist ausdrücklich für seinen Sinn für Destruktion: „Kleists gesamtes Schaffen erweist sich als ein Ungleichgewicht in der Natur, aber bei Mozart gibt es die grundlegende, perfekte Balance.“

Sendak war ein begeisterter Sammler, aber er sammelte nicht um des Sammelns willen, sondern weil die Objekte „mir etwas zurückgeben ... wie Talismane“. Im Laufe der Zeit erwarb er nicht weniger als drei Briefe der Familie Mozart, einen Brief von der ersten Italienreise zur Besetzung von *Mitridate* (BD 200), einen Brief von Wolfgang an Constanze, geschrieben im April 1789 in Prag auf der Reise nach Berlin (BD 1091), und als bedeutendsten Mozarts Brief an seinen Vater vom 4. April 1787 (BD 1044). Da Sendak das Sammeln und Kaufen auf Auktionen sehr genoss, erwog er lange Zeit, seinen Nachlass wieder auf einer Auktion versteigern zu lassen. Schließlich gelangten die Mozart-Briefe doch mit vielen seltenen Büchern und literarischen Objekten

an das Rosenbach Museum & Library in Philadelphia. The Rosenbach entschied sich für einen Verkauf der Briefe an die Stiftung Mozarteum Salzburg aus der Überzeugung heraus, dass sowohl der eigenen Sammlung als auch der Öffentlichkeit hiermit besser gedient wäre. Im Januar 2020 kamen alle drei Briefe in der Stiftung Mozarteum Salzburg an und wurden dort mit den übrigen Briefen der Familie Mozart wiedervereinigt, von denen sie vor mehr als 175 Jahren getrennt worden waren. Verglichen mit dieser langen Zeitspanne hat die Corona-Pandemie nur zu einer geringen zusätzlichen Verzögerung geführt, ehe dieser außergewöhnliche und höchst berührende Ankauf nun der Öffentlichkeit vorgestellt werden kann.

Ulrich Leisinger

WOLFGANG AMADÉ MOZART AN LEOPOLD MOZART IN SALZBURG

Wien, 4. April 1787

Mon tres cher Père! – –

Mir ist es sehr unangenehm daß durch die dummheit der *storace* Mein brief nicht in ihre hände gekommen ist; – ich schrieb ihnen unter andern darinn daß ich hofte sie würden mein leztes Schreiben erhalten haben – da sie aber von diesem Schreiben gar keine Meldung machen !: es war der 2:^{te} brief von Prag :! so weis ich nicht was ich denken soll; – es ist leicht möglich daß so ein bedienter vom graf thun es für gut befunden hat, das Postgeld im Sack zu stecken; – ich wollte doch lieber dopelt Postgeld zahlen, als meinen briefe in unrechten händen wissen. – diese fasten kammern Ramm, und 2 Fisher hieher – der *Bassist* und der *Oboist* von *London*. – wenn lezterer zu der zeit als wir ihn in Holland kannten nicht besser geblasen hat als er itzt bläst, so verdient er gewis das *Renomèe* nicht welches er hat. – Jedoch unter uns gesagt. – ich war damals in den Jahren wo ich nicht im stande war ein urtheil zu fällen – ich weis mich nur zu erinnern daß er mir ausserordentlich gefiel, so wie der ganzn Welt; – man wird es freylich natürlich finden, wenn man annimmt daß sich der geschmack ausserordentlich geändert hat. – er wird nach einer alten schule Spielen. – aber Nein! – er Spielt, mit einem Wort, wie ein Elender *scolar* – Der Junge Andrè der beÿm *fiala* lernte Spielt tausendmal besser – und dann seine konzerte! – von seiner eigenen *Composition* – – Jedes *Ritornell* dauert eine Viertelstunde – dann erscheint der Held – hebt einen bleÿernen fus nach dem andern auf – und Plumpst dann wechselweise damit zur Erde – sein Ton ist ganz aus der Nase – und seine *tenuta* ein *tremulant* auf der orgel. hätten sie sich dieses Bild vorgestellt? – und doch ists nichts als wahrheit – aber wahrheit die ich nur ihnen sage. –

Seite 2

diesen augenblick höre ich eine Nachricht die mich sehr niederschlägt – um so mehr als ich aus ihrem lezten vermuthen konnte daß sie sich göttlob recht wohl befinden; – Nun höre aber daß sie wirklich krank seÿen! – wie sehnlich ich einer tröstenden Nachricht von ihnen selbst entgegen sehe, brauche ich ihnen doch wohl nicht zu sagen; – und ich hoffe es auch gewis – obwohl ich es mir zur gewohnheit gemacht habe mir immer in allen Dingen das schlimmste vorzustellen – da der tod !: genau zu nemmen :! der wahre Endzweck unsers lebens ist, so habe ich mich seit ein Paar Jahren mit diesem wahren, besten freunde des Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bild nicht allein nichts schreckendes mehr für mich hat, sondern recht viel beruhigendes und tröstendes! – und ich

danke meinem gott daß er mir das glück gegönnt hat mir die gelegenheit
 !: sie verstehen mich !: zu verschaffen, ihn als den schlüssel zu unserer wahren
 glückseligkeit kennen zu lernen. – ich lege mich nie zu bette ohne zu bedenken
 daß ich vielleicht !: so Jung als ich bin !: den andern tag nicht mehr seÿn werde –
 und es wird doch kein Mensch von allen die mich kennen saÿn können daß ich
 im umgänge Mürrisch oder trauerig wäre – und für diese glückseligkeit danke
 ich alle tage meinem Schöpfer, und wünsche sie vom Herzen Jedem meiner Mit=
 menschen. – Ich habe ihnen in dem briefe !: so die *storace* eingepackt hat !: schon
 über diesen Punckt !: beÿ gelegenheit des trauerigen todfalls Meines liebsten besten
 freundes grafen von Hatzfeld !: meine Denkungsart erklärt – er war eben 31 Jahr
 alt, wie ich – ich bedauere ihn nicht – aber wohl herzlich mich und alle die,
 welche ihn so genau kannten wie ich. – Ich hoffe und wünsche daß sie sich, wehrend
 ich dieses schreibe besser befinden werden; sollten sie aber wieder alles vermuthen

Seite 3

nicht besser seÿn, so bitte ich sie beÿ mir es nicht zu verhehlen, sondern mir
 die reine wahrheit zu schreibe[n] oder schreiben zu lassen, damit ich so geschwind als
 es menschen möglich ist in ihren Armen seÿn kann; ich beschwöre sie beÿ allem was
 – uns heilig ist. – Doch hoffe ich bald einen trostreichen brief von ihnen zu erhalten,
 und in dieser angenehmen hoffnung küsse ich ihnen sammt meinem Weibe und dem
Carl 1000mal die hände, und bin Ewig

Wienn den 4:^t April. 1787.

ihr gehorsamster Sohn
 W. A. Mozart m[anu] p[ropria] ☒

Seite 4

À
Monsieur
Monsieur Leopold de Mozart
Maitre de la Chapelle de S: A: R:
 à
Salzbourg:

NACHWEISE UND LITERATUR

Briefe der Familie Mozart

Mozarts Briefe. Nach den Originalen herausgegeben von Ludwig Nohl, Salzburg 1865

Deutsch/Englisch: *Mozart Briefe und Dokumente – Online-Edition*, herausgegeben von der Internationalen Stiftung Mozarteum, Salzburg (<https://dme.mozarteum.at/briefe-dokumente/>, 15. Juni 2020)

Französisch: *W. A. Mozart. Correspondance complète. Édition française et traduction de l'allemand par Geneviève Geffray*, Paris 2011

Wolfgang Hildesheimer

Mozart, Frankfurt 1977

Mozart. Traduit de l'allemand par Caroline Caillé, Paris 1979

Mozart. Translated from the German by Marion Faber, New York 1982

Gotthold Ephraim Lessing

Wie die Alten den Tod gebildet. Eine Untersuchung, Berlin 1769

How the Ancients Represented Death, in: *Selected Prose Works of G. E. Lessing. Translated from the German by E. C. Beasley and Helen Zimmern. Edited by Edward Bell*, London 1879

Moses Mendelssohn

Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele, in drey Gesprächen. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage, Berlin und Stettin 1776

Phædon; or, the Death of Socrates. Translated from the German [by J. Cooper], London 1789

Manfred Hermann Schmid

Ein freimaurerischer Geschäftsbrief von Leopold Mozart zur Violinschule, in: *Mozart Studien* 5, Tutzing 1995, S. 213–223

Maurice Bernard Sendak

Who was Maurice Sendak. By Janet B. Pascal. New York 2013

Conversations with Maurice Sendak. Edited by Peter C. Kunze, Jackson/Miss. 2016

Edward Young

Dr. Eduard Young's Klagen, oder Nachtgedanken über Leben, Tod, und Unsterblichkeit. In neun Nächten. Aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt [...] und mit dem nach der letzten englischen Ausgabe abgedruckten Originale herausgegeben, von J. A. Ebert, Bd. 3, Braunschweig 1763